



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinrich Seidel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ein elender Brot- und Weinverderber von der strafenden Gerechtigkeit ereilt wird; aber warum sollen die Verderber der Sprache, die Sünder an den geistigen und idealen Gütern der Nation strafflos sein?

(Schluß folgt.)



Heinrich Seidel.



n seinen „Neuen Serapionsbrüdern“ spricht Gutzkow einmal von einem eigentümlichen Leiden, das den Großstädter unfehlbar besalle und das er die Trottoirkrankheit nennt. Der alte Medizinalrat, dem er diese Auseinandersetzung in den Mund legt, bezeichnet damit die Einwirkung jener niemals unterbrochenen Reihe von äußern Eindrücken, denen der auf dem Bürgersteig der Großstadt wandelnde ausgesetzt ist, und die, wenn auch im einzelnen verschwindend klein und unbemerktbar, in ihrer Gesamtheit doch den Geist in fortwährender Unruhe erhalten und so jenen Zustand teils herbeiführen, teils verschlimmern, der unter dem Namen der Nervosität als eine Modekrankheit des jetzigen Geschlechtes im allgemeinen und der Großstädter im besondern bekannt ist. Um sich wöchentlich wenigstens einmal aus dem atemlosen Treiben der Großstadt herauszuretten, versammeln sich in jenem Roman eine Anzahl gleichgesinnter Männer an jedem Montag zu einem Frühtrunk in einer Weinstube, und zwar deswegen Montags, weil an diesem Tage keine Zeitung erscheint und somit dem einfachen Menschentum Gelegenheit geboten ist, ungestört von den Tagesereignissen der Politik sich auszubreiten. Neuerdings ist freilich auch dieses Aufatmen dem Ruhebedürftigen ganz oder wenigstens teilweise abgeschnitten: etwa gleichzeitig mit dem Erscheinen der ersten Kapitel von Gutzkows Roman wurde, „um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen,“ eine Zeitung gegründet, die bloß Montags erscheint, und seitdem suchen auch die andern Tagesblätter die Gunst ihrer Leser sich damit zu sichern, daß sie auch Montags den politischen und sonstigen Neuigkeitshunger des Publikums zu stillen versprechen.

Wer das Bedürfnis fühlt, sich aus dem wirbelnden Treiben der ihn umbrandenden Großstadt in einen ruhigen Hafen zu retten, und doch die Fühlung mit diesem Leben nicht ganz verlieren will, dem bietet sich ein Mittel in den Schöpfungen eines Dichters, dessen Eigenart es ist, gerade aus diesem Wirrsal Stoff zu dichterischen Hervorbringungen zu finden, der es versteht, auf dem unruhigen Hintergrunde des großstädtischen Lebens eine Reihe friedlich idyllischer Bilder hervorzuzaubern, die den Lärm der Riesenstadt nur in so gedämpften Wellen

an unser Ohr schlagen lassen, daß er die zarten Klänge der Leier durch den Gegensatz hebt, nicht übertönt. Der Dichter, der uns diese eigenartige Erscheinung bietet, dessen idyllischer Sinn durch den Aufenthalt in der großen Stadt eher geweckt als zurückgedrängt zu sein scheint, ist Heinrich Seidel. Es liegen von ihm bereits eine ganze Reihe von Schöpfungen vor, kleine Bändchen von bescheidenem Umfange, die aber eine reiche Fülle erfreulicher Gaben enthalten und mehr gekannt zu werden verdienen, als es bis jetzt noch der Fall ist.*) Seine neueste Schöpfung „Vorinde und andre Geschichten“ (Leipzig, Liebeskind) ist bereits die achte in der Reihe seiner Publikationen, von denen nur die „Vorstadtgeschichten“ (Berlin, Luchhardt) bis jetzt eine zweite Auflage erlebt haben. Die andern betiteln sich: „Der Rosenkönig,“ „Fliegender Sommer,“ „Aus der Heimat,“ „? Humoristische Skizzen“; und zu diesen prosaischen Schriften kommen noch zwei Gedichtsammlungen: „Blätter im Winde“ und „Winterfliegen“ (das letzte bei Luchhardt, die andern bei Rud. Hoffmann in Breslau erschienen). Nur eins dieser Büchlein bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze; es ist sein Erstlingswerk, der „Rosenkönig,“ das gleich die Eigenart der gesamten Hervorbringung Seidels ziemlich ausgeprägt aufweist; die andern sind Sammlungen von Märchen, Schilderungen, Erzählungen — Säckelchen, die zum Teil sich schwer in eine besondere Gattung unterbringen lassen, sodaß der Dichter selbst in Verlegenheit über die Wahl des Titels gerät.

Unter Seidels Schöpfungen sind seine Gedichte das schwächste; es findet sich darunter manches unbedeutende. Am meisten ragen noch die humoristisch-satirischen und diejenigen hervor, die seine Gabe feiner seelischer Beobachtung aufweisen, seien es nun Jugend- und Liebeserlebnisse oder Stimmungsbilder aus dem reiferen Alter. Auch die Naturschilderungen sind hier, wie in seinen andern Sammlungen, oft sehr ansprechend. Unter seinen prosaischen Schriften nehmen die geringere Stelle seine Märchen ein. Sie füllen das ganze Bändchen „Fliegender Sommer,“ und auch seine „Humoristischen Skizzen“ gehören hierher. An zart poetischen Erfindungen, wie „Erika“ oder „Die kleine Marie,“ fehlt es aber auch hier nicht; die besten sind die, die in ihrer allegorischen Hülle eine satirische Spitze verbergen, wie das „Zauberklavier“ unter den humoristischen Skizzen und das Phantasiestück „Die Seeschlange.“

Sein eigentliches Feld aber sind die Erzählungen und die Studien nach dem Leben. Hier liegt die Stärke seiner Begabung. Seidel schaut die Wirklichkeit mit dichterischem Auge und vermag sowohl die Dinge um uns dichterisch zu beleben, als auch scheinbar ganz gewöhnlichen, alltäglichen Vorkommnissen durch seine Darstellung ein wirkliches Interesse zu verleihen. Dieser Art sind sein Erstlings-

*) Gottschalls Literaturgeschichte in ihrer neuesten Auflage und Sterns Lexikon der deutschen Literaturgeschichte kennen Seidel nicht, obwohl seine ersten Schriften bereits 1870 erschienen sind.

werk „Der Rosenkönig,“ die Studien „Aus der Heimat,“ und vor allem seine beiden letzten und reifsten Sachen „Vorstadtgeschichten“ und „Sorinde und andere Geschichten.“

Es ist freilich ein beschränktes Gebiet, mit dem er uns bekannt macht. Seine Geschichten spielen entweder in der Großstadt, und zwar am liebsten in dem Grenzgebiete derselben, wo Stadt und Land sich berühren und vom Lärm der großen Stadt nur „ein fernes Rollen und Brausen herüber tönt,“ oder er führt uns aufs Land hinaus, und zwar in die Nähe der Ostsee, die aber nur wie von fern über Haide und Wald herüberschimmert. In dieser Umgebung bewegt sich stets nur eine kleine Anzahl von Gestalten. Nie sind es mehr als drei oder vier Personen, die handelnd auftreten, und auch diese gehören einem bestimmten Kreise an: es sind Gestalten des gebildeten Mittelstandes, der Gelehrte, der Künstler, der kleine Beamte, der Kaufmann, der Techniker — lauter Leute, denen in der Regel wenig außerordentliche Dinge begegnen, und so kommt es denn auch, daß die Begebenheiten, die den Erzählungen zu Grunde liegen, meist ungemein einfach sind, einfacher fast, als sie sein dürften, denn die Seidelschen Erzählungen entbehren durchgängig einer wirklichen Verwicklung.

Aber dieser Mangel wird reichlich ersetzt durch die Art, wie der einfache Inhalt vorgetragen wird. Zunächst durch die liebevolle Kleinmalerei der Umgebung, die in eine innere Beziehung zu den Gestalten gebracht wird, welche darin leben. Da ist die Junggesellenwohnung des Gelehrten, der durch einen bestimmten Kunstgriff, den er anwenden muß, um die wacklige Klappe seines alten Sekretärs zu schließen, zu diesem Möbel in eine Art näherer Beziehung tritt; oder das Atelier des Malers, dessen aus einem Chaos allmählich auftauchende Harmonie von Farben und Formen einen Reiz aufweist, von dem die Wirtin in ihrer nüchternen, farblosen Tüllgardinen- und Tapetenmusterexistenz zuvor keine Ahnung gehabt hat. Wie lebendig schildert Seidel die Natur in dem Garten der Stadt, dem wohlgepflegten wie dem verwilderten, die Haide in der Mannigfaltigkeit dessen, was dort wächst und nicht wächst, den Wald in den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten und Stimmungen! Aber dies alles ist nie Selbstzweck, sondern immer nur stimmungsvoller Hintergrund dessen, was darin vorgeht oder was seine Figuren fühlen und empfinden.

Auch die Menschen weiß Seidel mit wenigen Strichen treffend zu charakterisieren. Ist nicht der Anschauungskreis des biedern Hausphilisters Grund völlig erschöpfend geschildert mit den paar Worten, in denen er der Hochachtung für seinen Nachbar, den Rosenkönig, Ausdruck giebt: „Wenn er sich irgendwie bemühen wollte, könnte er alle Tage Stadtverordneter werden“? Oder läßt sich die in aller Dürftigkeit glückliche Genügsamkeit einfacher darstellen als in der Einladung Hühnchens an seinen Freund, auf dem Sopha Platz zu nehmen: „Das Sopha ist etwas gebirgig, man muß sehen, daß man in ein Thal zu sitzen kommt.“ Wer sieht nicht die „ältliche steife Person“ sofort mit Augen vor sich,

„welche, sobald man sich nicht genügend mit ihr beschäftigte, einen Dunst von Vernachlässigung und Kränkung um sich verbreitete“?

Ebenso treffend ist oft sein Ausdruck für die Erscheinungen der Natur: „Ein eiliger Frühling,“ „ein rechter Mai von Gottes Gnaden“ sind ebenso bezeichnend wie „das einförmige Sieden der Einsamkeit im Ohr,“ „das Ganze war ein hörbar Schweigen nur.“

Aber auch den einzelnen Menschen kennt Seidel und weiß ihn köstlich zu schildern. Als Torinde dem unerfahrenen Pastorssohne vorphantasirt, daß sie Kunstreiterin werden wolle und daß dann die Husarenleutnants ihr Blumensträuße zuwerfen würden, läßt Seidel ihn erzählen: „Mir erschienen diese Zukunftsbilder märchenhaft verlockend, und obgleich ich weder eine Kunstreiterin noch einen Husaren in meinem Leben gesehen hatte, leuchtete mir doch ein, daß schwerlich schönere Berufsarten ausgedacht werden könnten.“ Wie allerliebste ist die Schilderung der Zeichenstunde, die das dreizehnjährige Töchterlein der Wirtin bei dem Maler Wolfgang nimmt oder nehmen muß. „Ein Mahnruf von Wolfgang schreckte sie auf und trieb sie an die vernachlässigte Arbeit. Wenn ihr nur nicht der Zopf in die Quere gekommen wäre. Die Spitze desselben war aufgegangen, und die Beseitigung dieser Unordnung war heilige Pflicht, die allem vorging. Dabei erschien ihr die Ähnlichkeit dieser Zopfspitze mit einem Pinsel höchst bemerkenswert und einer nähern Untersuchung würdig. Ein in der Nähe befindlicher Tuschnapf und ein Blatt weißes Papier leisteten diesem Forschungstrieb Vorschub, und das Resultat war ein schauderhaftes mit der Zopfspitze gemaltes Männerantlitz, welches selbst durch die darunter angebrachte deutliche Unterschrift nicht bewogen werden konnte, die gewünschte Ähnlichkeit mit Wolfgang anzunehmen.“ Zum Schluß sagt der Maler: „Für heute kannst du aufhören. So, nun kannst du mir einen Kuß geben und zur Mutter gehen.“ Helene engegnet, das würde sie nie thun, dann thut sie es doch, schlägt ihn mit dem Zopf und läuft zur Thür hinaus. Wie treffend ist in „Torinde“ der Unterschied zwischen dem Garten, der dem Helden als weites Paradies in seiner Jugenderinnerung steht, und dem, den er dann halb verfallen, klein, verwildert wieder findet! Man könnte noch lange fortfahren, wenn man alle die feinen und sinnigen Beobachtungen hervorheben wollte. Sie bilden den Hauptvortrag der Seidelschen Darstellung.

Seiner Stärke in diesen Einzelheiten hält nun freilich seine Erfindungsgabe und seine dichterische Gestaltungskraft nicht die Wage. Seine Erzählungen heben vielversprechend an, ihre Entwicklung entspricht aber nie dem Anfange. Eine Verwicklung fehlt in den meisten fast gänzlich, das „Kotzehlchen“ z. B. in dem letzten Bändchen erzählt, wie ein wohlhabender junger Mann, der mit der Sammelwut behaftet ist, zu einem alten Beamten geht, um dessen abgerichteten Papagei zu kaufen; dort findet er eine hübsche Tochter, wird Freund der Familie und heiratet das Mädchen. In dem „Alten Haus“ (Vorstadtgeschichten) erregt ein junges Mädchen, das bei ihrer alten Tante, der Hüterin des alten

Hauses, wohnt, die Aufmerksamkeit des durch Erbschaft in den Besitz dieses Hauses gelangten jungen Mannes und wird von ihrer Tante deswegen entfernt; er reißt ihr nach, verfehlt sie zunächst, findet sie durch Zufall doch noch und heiratet sie. Es laufen da auch mancherlei verbrauchte Stoffe unter: der reiche Mann, der sich, um seine Freunde zu prüfen, arm stellt, der Pflegevater, der sich in seine Pflegetochter verliebt.

Nicht das, was er erzählt, sondern wie ers erzählt, ist eben bei Seidel die Hauptsache. Die Schilderung und nicht die Erzählung ist seine starke Seite. Im „Kotkehlchen“ liegt in der Schilderung der Sammelwut der Hauptreiz, im „Alten Haus“ in dem geheimnisvollen Leben, das in so einem alten Gebäude steckt. Auch in den besten seiner erzählenden Dichtungen, etwa dem „Atelier“ (Vorstadtgeschichten) oder der „Schleppe“ (in seinem neuesten Bändchen), stehen ausführliche Schilderungen — dort des Malerateliers, hier des Lebens auf dem Lande — im Mittelpunkt. Am glänzendsten tritt diese Gabe in seinen Studien hervor; „Leberecht Hühnchen“, „Eine Weinlese bei Hühnchen“, „Eugen Kniller“ sind Kabinetstücke dieser Kunstfertigkeit. Namentlich auch die Tiergeschichten, deren er einige aufgenommen hat, gehören hierher. Seine Befähigung, auch das Alltägliche dichterisch zu verwerten, zeigt sich am besten in einer der kleinen Hundegeschichten. Er trifft ein kleines verwahrlostes Hündchen auf der Straße, das ihm folgt; er beschließt es zu sich zu nehmen und ihm eine gute Pflege angedeihen zu lassen und malt nun ein schönes Zukunftsbild behaglichen Hundelebens. Doch der Gedanke an seine hundefeindliche Wirtin und an die hohe Steuer läßt ihn schließlich wieder davon absehen, er benutzt eine Straßenkreuzung, um das Hündchen von seiner Spur abzubringen. Für dieses armselige, auf der Stellensuche befindliche Hündchen weiß Seidel ein solches Interesse zu wecken, daß der Leser mit herzlicher Teilnahme das lockende Bild einer gesicherten Zukunft für dasselbe verschwinden und es in seine traurige Verlassenheit zurücksinken sieht.

Auch in psychologischer Beziehung ist die Kunst Seidels vorzugsweise eine Seelenkleinmalerei. Große psychologische Probleme nimmt er sich gar nicht oder selten zum Vorwurf, und da, wo es geschieht, wird ihre Lösung mehr angedeutet als wirklich durchgeführt. So in dem mehrfach wiederkehrenden Thema vom jungen reichen Manne, der sich aus der durch den ererbten Reichtum hervorgerufenen und durch Nichtsthun genährten schrullenhaften Seelenstimmung heraus in eine zweckvolle Tätigkeit rettet, ein Umschwung, der durch die Erkenntnis, daß die den betreffenden umgebende Bewunderung und Freundschaft nur seinem Reichtum gilt, veranlaßt und durch erwachende Liebe gefördert wird. Hier ist der Vergleich mit Tensen nicht uninteressant. Dieser hat in seinem neuesten Roman „Metamorphosen“ einen ähnlichen Vorwurf, wenn auch in viel breiterer Ausführung und mit Hereinziehung noch anderer Motive behandelt. Beiden Dichtern gemeinschaftlich aber ist der Ausgang, daß die Helden einen Beruf schließlich in der Landwirtschaft finden, gemeinschaftlich auch die Be-

schränkung auf eine geringe Personenzahl und die dadurch bedingte Ausführlichkeit der seelischen Schilderung. Auch Jensen geht hier ins Einzelne, Kleine, aber in ganz anderer Weise als Seidel; des letztern Vorzug besteht nicht in einer Gesamtschilderung eines seelischen Prozesses, sondern in einer Menge von einzelnen fein belauschten Zügen, nicht individueller, sondern allgemein menschlicher Art, wie sie sich in allen seinen Erzählungen und Skizzen finden und den Hauptreiz derselben ausmachen, und während bei Jensen das Ganze einen ans Tragische streifenden Charakter hat, sind Seidels Erzählungen durchaus friedlich heiterer Art. In seiner Art, die Menschen zu nehmen, berührt er sich hier mit einem Manne, den er selbst einmal rühmend als „Menschenkennner“ nennt, mit — Wilhelm Busch. Dieselbe feine Beobachtung für das Komische im alltäglichen Laufe des Lebens und die Gabe der behaglichen Abmalung der „gemütlichen“ Vorzüge des Menschenlebens. Die Schilderung des Abends eines begeisterten Leihbibliothekslesers, wie sie im „Ballon“ gegeben wird, erinnert lebhaft an einen der köstlichen Buschischen Bilderbogen, der einen ähnlichen Vorwurf hat, nur daß bei Seidel eine größere Gemütsiefe und ein wirklich dichterischer Sinn dem Spiele des Scherzes einen bedeutenderen Hintergrund geben.

Seidel ist sich selbst der Grenzen seiner dichterischen Befähigung sehr wohl bewußt. Nicht nur in den seinen Büchern vorgelegten Mottos und den Einleitungen spricht er dies wiederholt aus, auch die vierte der Erzählungen, die er unter dem Namen „Vier Freunde“ in dem Bändchen „Aus der Heimat“ vereinigt, hat geradezu den Zweck, seine Ansicht über seine Stellung zur Poesie zum Ausdruck zu bringen. Der Heinrich, der dort anstatt der erwarteten Brautwerbungsgeschichte seinen Freunden ein seltsames Abenteuer erzählt, wie er durch Zufall in den Garten der Poesie geführt worden ist, das ist unser Dichter selbst, und er läßt diesen Heinrich der Göttin der Poesie gegenüber seine Stellung selbst so aussprechen: „Ich weiß es wohl, nicht brennt auf meiner Stirn die heilige Flamme des Genius, nicht bin ich berufen, erfüllt von deinem Segen voranzuleuchten der Menschheit! Und dennoch wage ich es, sehrend die Arme nach dir auszustrecken, denn oft hat mich umweht der Hauch deines Geistes, und ich habe nach dir gestrebt mit der ganzen Kraft meines Herzens. Nicht im Donnergewölk bist du mir erschienen, nicht im wilden Sturmgewühl der Leidenschaften, mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, aber in der stillen Schönheit der Natur und in den sanften Regungen des Gemütes habe ich dich gesucht und in stummer Anbrunst geküßt den Saum deines Gewandes. Und wie ich dir nachgestrebt habe mit sehrendem Herzen all die Zeit meines Lebens, so will ich auch hier niederknien und beide Arme nach dir ausbreiten und dich anflehen, daß du einen Hauch deines Segens auch auf meine Stirn niedersenkst!“ Und in halber Selbstverspottung läßt er dann seinen Heinrich weiter erzählen: „Schon streifte mich der sanfte Hauch ihres Mundes, als sie plötzlich wie von einer fremden Hand zurückgezogen ward, und mich eine unbekannte Kraft vom Boden emporriß.

Eine mächtige drohende Greisengestalt in einem weiten Talar, bis an den Gürtel umwallt von einem grauen Bart, stand mir gegenüber. Mit einem Blick voll unendlicher Strenge und Erhabenheit schaute er mich an. »Eitler Menschensohn!« rief er, und seine Stimme tönte gewaltig in der hohen Halle, »wer hat dir erlaubt, dich einzudrängen, wo nur die Geweihten wandeln dürfen? Glaubst du durch Bitten und Flehen zu erlangen, was keine Macht zu erringen imstande ist? Hinweg von hier! Schafft ihn hinaus!« Darauf wird der Arme von vier feuerfarb gekleideten Mohren eiligst hinausgeschafft, und der schöne Traum hat ein Ende.

Diese Selbstschilderung des Dichters ist im wesentlichen richtig. Seine Selbsterkenntnis in Verbindung mit einem ehrlichen Ringen und Streben nach Vervollkommnung hat ihn im Laufe der Jahre wesentlich gefördert; seine spätern Schriften stehen an Reife und Tiefe und an Kunst der Komposition wesentlich über den frühern. Ohne an Sinnigkeit einzubüßen, hat er eine Neigung zur weiblichen Gefühlseligkeit, die in frühern Märchen und in einzelnen Gedichten unangenehm auffällt, glücklich überwunden; er ist männlicher geworden. Einen wesentlichen Fortschritt bekundet z. B. die Art, wie er den Stoff vom reichen jungen Manne, der sich arm stellt und dadurch seine Umgebung entlarvt, in der „Geschichte des jungen Herrn Anton“ (in „?“) und in seinem neuesten Bändchen in der „Schleppe“ behandelt. Dort muß noch ein zauberhafter Stein erhalten, hier geht alles natürlich zu; und die Idee, daß Holding an der Art, wie seine erste Braut und die von ihm später erkorene sich bei einer abgetretenen Schleppe gegen den Schuldigen benehmen, den verschiedenen Charakter beider erkennt, ist originell. Auch die glückliche Gegenüberstellung der beiden Lebensbilder des Leberecht Hühnchen und des Herrn Kniller beweist die Schärfung seines Auges für die Mittel wirksamer Darstellung.

Die übrigen Schöpfungen Seidels stehen wie gesagt, hinter den Erzählungen und Studien zurück. Während sich Seidel in diesen als eine eigenartige dichterische Persönlichkeit giebt, die den von außen kommenden Stoff so umzuschmelzen und mit eigenem zu ersetzen weiß, daß er ein vollständig individuelles Gepräge bekommt, tritt in den Gedichten neben manchem Eigenartigen und Ansprechenden doch eine starke Fähigkeit der willkürlichen oder unwillkürlichen Anpassung hervor. In diesem Punkte scheint sich Seidel doch selbst nicht recht zu kennen. Gerade das Gedicht „Schnelle Verdauung,“ in dem er die Nachahmung verspottet, hat in seiner Schlußwendung:

Und so dichtet ohne Stauung
Er im Dunstkreis des Propheten;
Ich bewundre die Verdauung
Dieses trefflichen Poeten

eine starke Verwandtschaft mit dem Schiller'schen Pentameter: „Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.“ Der Einfluß Mörikes und Sturms Grenzboten IV. 1882.

soll Seidel nicht zum Vorwurfe gemacht werden, mit ihnen steht er ja in entschiedener Seelenverwandtschaft, aber auch an Heine, Goethe, Bodenstedt, Scheffel, ja an Wilhelm Busch finden sich die entschiedensten Anklänge, die nicht auf einer Verwandtschaft der Grundstimmung beruhen, sondern nur als Ausflüsse augenblicklicher Laune und eines starken Anpassungsvermögens zu betrachten sind. Doch welcher Mensch von einiger Phantasie hätte nicht Zeiten, in denen er heinisirte, goethisirte u. s. w.? Als Probe von Seidels Eigenart sei wenigstens noch ein Epigramm angeführt, das wegen seiner Fassung und wegen seines leise ironischen Tones in dem Preis der Lebensklugheit für ihn gewiß bezeichnend ist. Es heißt „Ermunterung“ und ist von Karo an Phylax gerichtet:

Ein Thor, der sich mit Grillen plagt
Und winselt ob der Zeiten Schwung.
Mein Sohn, du hast genug genagt
Den Knochen der Erinnerung.

Dem dient die Welt, der nie verträumt
Die rechte Zeit, den rechten Ort!
Das schnelle Glück ist bald versäumt:
Zuschnappen! heißt das Zauberwort.

Seine Hauptstärke hat Seidel in der kleinen Erzählung, in der Skizze. Und was dabei am meisten erfreut, ist das, daß man hier an ihm einen wirklichen Entwicklungsgang wahrnimmt. Er ist nicht mit einem glücklichen Wurf plötzlich aufgetaucht und schnell bekannt geworden, wie so mancher, der dann durch verwässerte Wiederholung den schnell erworbenen Namen auszubeuten suchte. Unter Beschränkung auf das ihm zugängliche Gebiet hat er sich in demselben mehr und mehr heimisch gemacht und ohne Raubbau zu treiben auf dem sorglich gepflegten Acker immer bessere und reifere Früchte gezogen.

Seidel ist ein wirklicher Dichter und ein gemüthstiefer Mensch, ihm sind daher auch die Natur und der Mensch für die Betrachtung im Kleinen unerschöpfliche Fundgruben für sein dichterisches Schaffen.



Die Herren Studirenden.



er geht in Leipzig um die Mittagsstunde durch die Hauptstraßen der innern Stadt oder auch durch die Straßen desjenigen Stadtteils geht, der sich im Laufe des letzten Jahrzehnts nach und nach zu einer Art von lateinischem Viertel entwickelt hat (Sternwartenstraße, Turnerstraße, Nürnbergerstraße, Liebigstraße), der macht eine eigentümliche Wahrnehmung. Kleine Gruppen von Studenten stehen hie und da an